

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 34 (1935-1936)

Buchbesprechung: Bücheranzeigen = Comptes-rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücheranzeigen. — Comptes-rendus.

Gesamtvolkskunde.

- Handbuch der deutschen Volkskunde, hrsg. von W. Pessler. Potsdam, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. [1934]. Lieferung 1—4. Preis pro Lieferung M. 1.80.
- Die Deutsche Volkskunde, hrsg. von A. Spamer. Bibl. Institut Leipzig, H. Stubenrauch, Berlin. [1934]. 1. Bd.
- H. Freudenthal, Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk. Berlin, W. de Gruyter, 1935. 52 S. M. —. 90.
- F. Brather, Deutsches Volksgut. Ein volkskundliches Lese- und Arbeitsbuch. Berlin, W. de Gruyter, 1934. M. 3. —.
- Volkskunde-Arbeit. Zielsetzung und Gehalte. Otto Lauffer zum 60. Geburtstag. Hrsg. von E. Bargheer und H. Freudenthal. Berlin, W. de Gruyter, 1934.
- W. Pessler, Die geographische Methode in der Volkskunde. Anthropos 27 (1932), 706 ff.

Das ausserordentlich rege Interesse an der Volkskunde und die grosse Bedeutung, die ihr auch vom politischen und pädagogischen Standpunkt aus beigelegt wird, zeigt sich schon rein äusserlich darin, dass zugleich zwei „Deutsche Volkskunden“ erscheinen können und daneben noch eine Reihe von Schriften, in denen auch grundsätzlich die Stellung dieser Wissenschaft erörtert wird. Wir fassen sie hier in unserer Besprechung zusammen, weil sie verschiedene Züge gemeinsam haben. Ein gesteigertes Gefühl der Verantwortung leitet die Volkskundler, wenn sie gründlich die Voraussetzungen und die Ziele ihrer Wissenschaft untersuchen, wobei sich bei allen die Neigung zeigt, sich auf die Gegenwart einzustellen, „Gegenwartsvolkskunde“ zu treiben, ein Begriff, der allerdings verschieden aufgefasst werden kann. Man könnte in dieser Beziehung von einer Riehl-Renaissance reden, weil man mit ihm die Volkskunde als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik betrachten will (Freudenthal bei Spamer). Auch der Begriff des „Volkes“ wird gründlich erörtert; gegenüber früheren Definitionen wird alles abgelehnt, was an eine Scheidung in Klassen und an eine Wertung erinnert; man will über Naumanns „primitive Gemeinschaftskultur“ und sein „gesunkenes Kulturgut“ hinauskommen zu einer Auffassung, die gestattet, alle Volksschichten zu einer grossen Einheit zusammenzufassen. Von hier aus begreift man dann die Rolle, die der Volkskunde bei der Erziehung zugewiesen wird.

Die beiden grossen Werke von Spamer und Pessler sind beide Gemeinschaftsarbeiten einer grösseren Anzahl bedeutender Volkskundler. Es wird zugegeben, dass dies der Einheitlichkeit des Werkes schadet; aber wir zweifeln, ob dies auch nach Verlauf einiger Jahre anders sein wird, da gerade infolge des Aufschwungs, den die Volkskunde nimmt, eine Arbeitsteilung nicht mehr umgangen werden kann. Wir sehen darin auch keinen Nachteil, wenn verschiedene Auffassungen im Wettstreit miteinander zur Förderung der Forschung beitragen.

Von Pesslers Werk liegen erst 4 Hefte vor, leider Stücke aus allen 3 Bänden, die geplant sind. Über die Haltung des ganzen Werks orientiert der Herausgeber selbst im ersten Artikel des ersten Bandes. Er sieht in der wissenschaftlichen Volkskunde die denkende Erkenntnis des deutschen Wesens; sie hat das Volksgut, aber auch seinen Träger, das Volk, zu untersuchen, und dabei sollen alle Schichten und Gruppen und ihre gegenseitige Beeinflussung studiert werden. Wenn auch die Gegenwart besonders wichtig ist, so wird — mit Recht — vor einer allzu einseitigen Einstellung auf reine Gegenwartswissenschaft gewarnt; die geschichtlichen Grundlagen dürfen nicht ignoriert werden. Von den verschiedenen Methoden, die die Volkskunde anzuwenden hat, werden zwei besonders hervorgehoben: die geographische und die soziologische. Über jene hat Pessler ausführlich in dem oben genannten Artikel des *Anthropos* geschrieben: als Vorteil dieser Methode, die Pessler seit etwa 30 Jahren schon empfohlen hat, sieht er hauptsächlich die Möglichkeit, volkskundliche Materialien mit andern im Raume wirkenden Verbreitungstatsachen aus Natur und Geisteswelt zu vergleichen und zu verknüpfen. Er zeigt auch die Schwierigkeiten der Darstellung und deutet an, was man mit der Karte alles erreichen kann, nicht nur das räumliche Nebeneinander, sondern auch Bilder eines zeitlichen Verlaufs, wie Aufkommen und Absterben einer Erscheinung.

Die soziologische Methode, die besonders von Schwietering gepflegt wird, ist in Pesslers Werk von M. Bringemeier kurz dargestellt. Ihr Hauptziel ist, einfach gesagt, nicht das Volksgut an und für sich zu betrachten, sondern seine Bedeutung im Dienste der Gemeinschaft zu suchen. Voraussetzung ist dabei, dass sich der Forscher in einer solchen Gemeinschaft vollständig heimisch fühlt. Die historische Anwendung dieser Methode, die auch gefordert wird, muss allerdings mit gewaltigen Schwierigkeiten rechnen.

Die weiteren Lieferungen des Pesslerschen Werkes enthalten Abschnitte über Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft von W. Seedorf, und über Verkehrsmittel (hier als erstes Bild die Fähre bei der Pfalz in Basel!). Wie alle Werke des Athenaeon-Verlages ist auch dieses reich und gut illustriert. Die Bilder sind im Text verteilt, was für die Benutzung angenehm ist.

Die Volkskunde von Spamer hat zwar den Nachteil, dass erst der Textband allein herausgekommen ist, was besonders bei den Abschnitten über Volkskunst empfunden wird; dagegen ist ein Vorteil, dass der Text abgeschlossen vorliegt. Das Buch will ein geschlossenes Bild von der Forschungslage geben, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, und eine gewisse Einheitlichkeit ist schon durch die Einstellung der Mitarbeiter gegeben. Auch ist auf Anmerkungen verzichtet worden. Spamer gibt die Leitlinien im Artikel über Wesen und Aufgabe. Auch für ihn ist Ziel der volkskundlichen Arbeit, über Wort und Werk zum Träger, zum „Volksmenschen“ und zu dessen Weltbild vorzudringen. Man darf sich nicht etwa auf den Bauernstand beschränken, man soll nicht nur die primitiven Züge des Gemeinschaftslebens herausstellen, auch nicht nur das Sinken von Kulturgut beobachten, sondern alle geistig-seelischen Kräfte erforschen, die das Volksleben gestalten. Die leitenden Ideen, denen Spamer Ausdruck gibt, finden wir mehr oder weniger deutlich in den Beiträgen der verschiedenen Mitarbeiter. Sie suchen alle ihr Material übersichtlich zu ordnen, Hauptlinien und bezeichnende Merkmale herauszuarbeiten und die lebendige Gegenwart heranzuziehen. So behandelt Pfister den Volksglauben in seinen Hauptzügen, und Mackensen zeigt an einer Fülle von gut-

gewählten Beispielen Sinn und Bedeutung von Sitte und Brauch im Volksleben. Er betrachtet sie vom Ausübenden aus, er zeigt, wie der Brauch die Gemeinschaft gliedert und differenziert. Über Entstehung und Deutung äussert er sich zurückhaltend; gut ist, dass er auf die Brauchmotive und ihre Kombination hinweist.

In den Abschnitten über Volksdichtung gibt Wesselski eine Zusammenfassung seiner neuen Theorie (die Formen des volkstümlichen Erzählguts); Ranke (Märchen) würdigt die Arbeit der Brüder Grimm, deren Sammlung zwar das eigentliche Volksmärchen fast verdrängt, dagegen als Neues das deutsche Kindermärchen geschaffen hat. Hansen verlangt, dass bei der Volksliedforschung das Verhalten der Liedgemeinschaft besonders beachtet werden müsse. Bezeichnend ist, dass er den Terminus „Zersingen“ durch „umsingen“ oder ähnliches ersetzen will, um den Schein einer Wertung zu vermeiden. Geramb (Tracht) zieht mit Recht gegen das unechte Bauernmodewesen los und warnt die Trachtenbewegung vor falschen Wegen. Erfreulich ist, dass Koch (Volk und Religion) von zwei Stellen in Gotthelfs Uli ausgeht, um die Volksreligiösität darzustellen.

Es ist nicht möglich, alle Beiträge zu nennen. Der Stoff ist, besonders bei der Volkskunst, stark aufgeteilt. Das Ganze ist aber doch ein wohlabgerundetes Bild des Volkslebens.

Eine Einführung in die Volkskunde für weitere Kreise soll Brathers Buch sein. Der Leser soll durch dichterische Darstellungen dafür gewonnen werden, sich auch mit der wissenschaftlichen Literatur zu befassen, die ihm im 2. Teil als „Wegweiser zu volkskundlicher Forschung“ geboten wird. Durch Fragen und Erklärungen wird immer wieder auf die Hauptpunkte der verschiedenen volkskundlichen Gebiete hingewiesen, so dass der Leser — das ist die Idee des Verfassers — nun auch zum Mitarbeiter erzogen werde, und wenn er über Land geht, das Volksleben mit offenen Augen betrachte und verstehen lerne. Recht am Platz ist der Rat, sich erst dann an wissenschaftliche Aufgaben zu wagen, wenn man sich in die wissenschaftliche Literatur gründlich eingearbeitet habe. Wenn wir an der Auswahl der Texte etwas aussetzen wollten, so ist es dies, dass gar nichts aus Jeremias Gotthelf aufgenommen worden ist.

Freudenthal hat sich verschiedentlich grundsätzlich über die Volkskunde ausgesprochen (auch in Spammers Volkskunde, ferner in der Zeitschr. f. Deutschkunde). In der vorliegenden Schrift „Deutsche Wissenschaft“ zeigt er, wie die Volkskunde mit andern Wissenschaften, die teilweise ganz neu entstanden sind (u. a. „Bevölkerungswissenschaft“!) eine Art Konkurrenzkampf auszufechten hat.

Dem gegenüber weist Freudenthal nach, dass die Volkskunde eigentlich am ehesten Anspruch darauf erheben könne, als Grundlage der Erziehung zu gelten. Bei der Definition von „Volk“ wehrt er alle Bestimmungen ab, die schichten oder werten wollen (wie „primitiv“, Unterschicht u. ä.). Für ihn ist das Volk der Volkskunde noch keine Tatsache sondern ein Ziel; er untersucht demnach die Rolle, die die Volkskunde bei der Erziehung zu spielen hat.

Auch in der Festschrift für O. Lauffer hat Freudenthal den Wert der Volkskunde für nationale Erziehung hervorgehoben, während Bargheer darlegt, was er unter „Politischer Volkskunde“ verstehen will. Von den übrigen Beiträgen dieser Festschrift seien noch hervorgehoben: Sartori „Befreiung von Wort und Wissen“, eine gründliche Zusammenstellung und Deutung aller

der Züge, die mit der sogen. „Ofenbeichte“ verwandt sind; Helbok, „Die volksgeschichtliche Bedeutung des alten Ausbreitungsfeldes der germanischen Steinsetzung in Südwestdeutschland“, worin die Frage aufgeworfen ist, ob ein Zusammenhang angenommen werden darf zwischen der Tatsache, dass diese Landschaft besonders wenig Spuren von römischer Kultur aufweist, und dass sie als evangelisch sich von der katholischen Umgebung abhebt. O. Lehmann verlangt in einem Artikel „Volkskunde und Grossstadt“, dass auch in der Grossstadt Volkstum zu suchen sei; das industrielle Leben töte das Brauchtum nicht ab, wie man immer behauptet; ein Gemeinschaftsgefühl sei auch hier vorhanden; die Einstellung des Arbeiters zu Maschine und Arbeit sei zu untersuchen. P. G.

O. Lauffer, Dorf und Stadt in Niederdeutschland. Berlin, W. de Gruyter, 1934. M. 4. 80.

H. Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Salzburg, A. Pustet, 1934. M. 3. 60.

W. Hellpach, Volkstum der Grossstadt. Velhagen & Klasings Monatshefte, Febr. 1935. S. 638 ff.

Das Buch Lauffers, das als zweiter Band zu „Land und Leute“ zu betrachten ist, zeigt dieselben Vorzüge wie dieses: das reiche Wissen und die Darstellungsgabe des Verfassers. Die Einwände, die wie beim ersten Band zu machen wären, wollen wir nicht wiederholen. „Niederdeutsch“ ist für uns nicht immer so leicht fassbar, wie es für Lauffers Gefühl eben sicher steht; und dass manches erfüllt werden muss, geht deutlich aus seinen Worten (S. 140) hervor: „Man meint den Einfluss der Ebene zu spüren, wenn man die einfache und wuchtige Bauweise einer niederdeutschen Backsteinstadt innerlich erlebt. Stadt und Land sind hier tatsächlich noch durch gemeinsame Züge, mögen diese auch noch so schwer fassbar sein, zusammengehalten.“ Im Einzelnen sucht er das charakteristisch Niederdeutsche in der Siedelungsart und -form, in Hausbau und Hausrat. Aus der Art des Hauses wird das „Wohnungsgefühl“ abgeleitet, beim Bauernhaus z. B. das Zusammenleben mit den Tieren, das Zurücktreten des Wohnraums, der Stube, hinter der offenen Diele. Aus dem Bauernhaus hat sich das Stadthaus — auch mit der Diele — entwickelt.

Am Schluss sucht Lauffer auch in der bildenden Kunst als niederdeutsch Innerlichkeit, Wirklichkeitssinn und realistische Vortragsweise nachzuweisen.

Koren schildert in der kalendarischen Reihenfolge die Jahresfestbräuche in Österreich. Er will zeigen, wie eng ineinander verwachsen volkstümlicher und kirchlicher Festbrauch sind, wie beide, Volk und Kirche einander entgegengekommen sind, so dass die kirchlichen Feiern wirkliche Volksfeste werden konnten. Das Buch ist mit grosser Wärme geschrieben, und wenn es der Verf. auch ablehnt, ein streng wissenschaftliches Werk zu bieten, so erkennt man doch überall, wie seine Darstellung auf solidem Wissen beruht. Das zeigt sich gerade da, wo er untersucht, was die Kirche und was das Volk zum einzelnen Festbrauch beigetragen haben.

Hellpach wendet sich in seinem Artikel gegen dieselben Vorurteile, wie Lehmann in der oben genannten Festschr. f. O. Lauffer, dass nämlich die Grossstadtmenschen enturzelt seien, dass die Grossstadt sozusagen keinen Charakter habe. Demgegenüber erinnert er daran, wie die Städte doch ein Stammesgepräge behalten, wie ein gewisses bodenständiges Städtertum (gestärkt

durch Zuzug aus der nächsten Umgebung) den Zuwandernden sprachlich und sonst ihr Wesen und Gesicht aufprägt. Das engere Zusammenleben fördert diese Umformung. So sieht er in den grösseren Städten geradezu Hochburgen der Stammesbewahrung; am klarsten ist das Resultat vielleicht in der Sprache zu erkennen: es entsteht das (städtische) Umgangsdeutsch, das überall verstanden wird und doch seine Stammesfärbung behält. P. G.

Frenzel W., Karg F., Spamer Ad., Grundriss der sächsischen Volkskunde. Leipzig, Karl Richter, 1932. VIII, 368 S. 8°. M. 10.—. Die Sachsen dürfen sich des Vorzugs rühmen zwei tüchtige Volkskundendarstellungen zu besitzen, die sich in gewisser Hinsicht willkommen ergänzen: vor etwas mehr als 30 Jahren erschien Rob. Wuttkes Werk, das dank einem grösseren Stab von Mitarbeitern zu einer sehr vielseitigen Schilderung geworden ist, und auf denselben Grundsätzen baut sich das vorliegende Buch auf. Es gliedert sich in die beiden Hauptteile: I. Raum und Bewohner, II. Lebensform und geistige Schöpfung, der erste mit starker Betonung der Siedlung, der zweite mit ausgiebiger Behandlung von Sprache, Dichtung und Schrifttum, eine stoffliche Ausdehnung, die wir auf das lebhafteste begrüßen möchten. Willkommen ist auch die Bibliographie (S. 357 ff.) E. H.-K.

Ludw. Flagge, Provenzalisches Alpenleben in den Hochtälern des Verdon und der Bléone. Firenze, Leo S. Olschi, 1935. L. 55.— Eine gründliche Darstellung der Wort-Sachkunde des betr. Gebietes, umfassend das Haus und seine Einrichtung, die Landwirtschaft und das landwirtschaftliche Gerät, die Wiesenwirtschaft, die Viehzucht, das Transportgerät, mit sehr guten Abbildungen. Deutschland ist auf diesem sachlichen Forschungsfeld geradezu führend. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn auch in der Schweiz, ausgehend von den vier Dialektwörterbüchern, ähnliche Arbeiten vergeben würden. E. H.-K.

Handbuch der Kulturgeschichte, hrsg. v. H. Kindermann. Potsdam, Akad. Verlagsges. Athenaion, 1934/5. 6 Lieferungen. Preis per Lieferung M. 2. 80.— Das Werk ist eine der grossen Unternehmungen dieses bekannten Verlags, die sich durch die prachtvollen Illustrationen auszeichnen. In einer Reihe von Bänden sollen wir eine umfassende Kulturgeschichte, der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit, der europäischen und aussereuropäischen Völker erhalten. Es ist aber nicht etwa so, dass wir ein Bilderbuch mit nebenhergehendem Begleittext vor uns hätten; der Text hat seine eigene Bedeutung, schon die Namen der Mitarbeiter bezeugen dies. Von den vorliegenden Heften interessiert zunächst besonders der Abschnitt von Neckel über die Kultur der alten Germanen. Die Gefahr der Einseitigkeit hat er vermieden, und wenn er auch etwa das altgermanische Leben unter neuer Beleuchtung zeigt, wie z. B. bei der Schilderung der Ehe, so begründet er diese eigenen Auffassungen und setzt sich mit andern, abweichenden ruhig auseinander. Seiner Schilderung hat er eine Einleitung vorausgeschickt, worin er sich über die Gründe äussert, die zu einer Herabwürdigung des Germanischen geführt haben. Dass er sich dagegen wehrt, ist sein gutes Recht; etwas gewagt ist es allerdings, die Sagas an Homer zu messen.

Die weitem Lieferungen enthalten die Abschnitte: Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen sowie die Anfänge der „Kultur der romanischen Völker“ und „Kulturen Grossbritanniens, der Vereinigten Staaten etc.“ Wir werden nach Abschluss der einzelnen Teile eingehend darüber berichten können. P. G.

Religion, Mythologie, Magie.

A. H. Krappe, *Mythologie universelle*. Paris, Payot, 1930. 453 S. fFr. 40. — Es ist ein kühner Versuch, alle mythologischen Systeme der Erde auf 450 Seiten zu behandeln; aber man ist doch dankbar, einmal in einem Bande das Wichtigste zusammengefasst zu finden. Es ist eine gute Übersicht. Streitfragen werden kurz erwähnt und Hypothesen als solche kenntlich gemacht. Allerdings ist gerade dabei die Kürze manchmal ein Nachteil, weil fragliche Dinge kurz behandelt noch fraglicher aussehen. Dass sich die germanische Mythologie auf 30 Seiten zusammenfassen lässt, ist nicht so verwunderlich; die griechische dagegen auf 60 Seiten zusammenzupressen, ist schon ein kühneres Unterfangen. Den Abschnitten über die Mythologie der einzelnen Völker hat der Verfasser einige Kapitel über Mythologie und Ethnographie, über tier- und baumgestaltige Götter über das göttliche Königtum u. a. vorausgeschickt. Auch in den folgenden Abschnitten versteht er es, immer wieder interessante Vergleiche zu ziehen. Wertvoll sind die ziemlich ausführlichen Bibliographien, die jedem Abschnitt beigelegt sind. P. G.

F. Cumont, *Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum*. Nach der 4. französ. Aufl. bearbeitet von Aug. Burckhardt. 3. Aufl. Leipzig, Teubner, 1931. — Ein Vorteil dieser deutschen Neuauflage ist der, dass der Übersetzer dafür noch besondere Nachträge des Autors zu den Anmerkungen erhalten hat. Die Anmerkungen allein nehmen ungefähr einen Drittel des Buchumfangs ein und gestatten so dem Verfasser im Text die Entwicklung in grossen Zügen darzulegen, ein Vorzug, der auch davon herrührt, dass das Buch aus einer Vortragsserie entstanden ist. Man ist immer wieder überrascht, wie Cumont die Hauptideen herauszuarbeiten versteht. Die Armut an Quellen zwingt ihn zu grosser Vorsicht bei dem Versuch, die Wandlungen der verschiedenen Religionen zu erklären. Genau wird untersucht, was jede ihren Anhängern für Vorzüge gegenüber dem Heidentum bot und — besonders beim Mithrasdienst — warum sie dem Christentum unterlegen waren. P. G.

Max Rumpf, *Religiöse Volkskunde*. Stuttgart, Kohlhammer, 1933.

H. Lohoff, *Ursprung und Entwicklung der Religiösen Volkskunde*. (Deutsches Werden, Heft 6.) Greifswald, Bamberg, 1934. M. 4. 50.

Das Thema Rumpfs ist: Wie konnten christliche Kirche und gemeines Volk zusammenkommen und zusammenwirken, so dass Volksreligion entstand? Das Hauptgewicht wird auf die katholische Kirche verlegt, besonders darum, weil sie es sehr wohl verstand, die Fühlung mit dem Volk zu erhalten. Unter „gemeinem Volk“ versteht Rumpf das alte Bauernvolk, wie es sich einheitlich in Denken und Fühlen bis etwa zur Mitte des 19. Jh. erhalten hat, also den Träger der Gemeinschaftskultur im Sinne Naumanns. Und eine Art Auseinandersetzung mit Naumann ist die ganze Untersuchung. Handelt es sich doch darum aufzuzeigen, dass beim Zusammenstossen von kirchlicher Hochkultur und Volk nicht ein „Sinken von Kulturgut“ vor sich geht; nein, Rumpf will beweisen, dass das Volk auf den verschiedenen Gebieten nicht nur von oben empfangen, sondern ausgelesen, umgeprägt, vereinfacht, damit sich angeeignet und etwas Neues geschaffen hat. Natürlich muss berücksichtigt werden, wie weit in jedem Falle die Kirche selbst dem Volke entgegenkommen konnte und wollte; denn Rumpf betont die breite Kluft, die zwischen der verstandes-

mässig aufgebauten Kirchenlehre und der geistigen Art des Volkes klafft. Rumpf untersucht diese Volksgeistigkeit genau in ihrer ganzen Eigenart und findet Vorherrschen von Gefühl und Phantasie, ans Sinnhafte gebundenes Denken u. a. Diesem Denken konnte die Kirche nicht auf allen Gebieten gleich weit entgegenkommen, am wenigsten in der Dogmatik, viel eher schon auf dem Gebiet der Sakramentalien (bes. Benediktionen). Im Marien- und Heiligenkult und im Glauben an die armen Seelen zeigt sich die Eigenleistung des Volks, das sich hier eine Art Heimatreligion gestaltet, freilich auch manchmal allerlei unkirchliche, volkstümliche Elemente hineingemischt hat. Weil für den Bauer Leben = Tätigkeit, so bringt er seinen Glauben auch gern tätig in Wallfahrt, Umgang und frommem Spiel zur Darstellung. Gegen andere Gebiete ist die Volksfrömmigkeit nicht scharf abgegrenzt, so laufen im Recht z. B. noch religiöse und rechtliche Begründung durcheinander (Grenzfrevell!).

Weil der Priester bei der Vermittlung zwischen Kirche und Volk die Hauptrolle spielt, hat Rumpf in vielen Quellenbelegen gerade Aussagen von Geistlichen verwertet, und ein Bild von Gotthelf = Bitzium ist dem Text vorangestellt.

Während Rumpf zeigt, wie der Rationalismus zur Auflösung der Volksreligiosität geführt hat, findet Lohoff die Wurzeln einer religiösen Volkskunde gerade in der Zeit der Aufklärung und nicht wie man meinen sollte in der Romantik, die sonst als Keimboden der Volkskunde gilt. In der Aufklärungszeit wandte man sich der Gegenwart und ihrer Aufgaben zu, und es sind Theologen — damals wie auch später wieder —, die aus praktischen Gründen zum Studium der Volksreligiosität geführt wurden. Lohoff behandelt 2 Persönlichkeiten, R. Dapp und F. B. A. Heydenreich, die beide um 1800 herum geschrieben haben. Beide sind reine Aufklärer; sie wollen untersuchen, wie man dem Volke aufgeklärte Religion beibringen könne und stossen dabei auf Hindernisse: die Unfähigkeit zu logischem Denken und andere Züge des Volksgeistes. Sie sehen aber schon, dass der Aberglauben einen Teil der Volksreligiosität bildet, sie fühlen schon die Eigenart der Gemeinschaftskultur und ziehen Parallelen mit Primitiven. Indem sie so die Eigenart der Volksreligiosität erkennen, sind sie Begründer einer Religiösen Volkskunde; ihr Charakter als Aufklärer aber hinderte sie, diese Eigenart als Grösse für sich zu erforschen.

Lohoff zeigt dann in der Einleitung, wie sich die Religiöse Volkskunde im 19. Jh. entwickelt hat: sie erwächst aus der Praxis des Landpfarrers und als Begleiterscheinung der sozialen Bewegung, und zwar hier als Kampf gegen die ins Volk gesunkene Aufklärung.

P. G.

G. Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. (Forschungen zur Volkskunde H. 16/17). Düsseldorf, Schwann (1934). 298 S. M. 10. — „Das Interesse an der Volksfrömmigkeit des gemeinen Mannes wächst“. So beginnt Schreiber seine Vorrede und mit Recht; das beweisen nicht nur seine Schriften, sondern auch die von Rumpf, Kriss u. a. Er will nicht nur die äusseren Formen der Wallfahrt als Brauch schildern, auch nicht bloss historisch die Wurzeln und Beweggründe freilegen und die Wallfahrt als Massengeschehen betrachten, sondern er will ins Zentrum vorstossen, das Seelische erfassen, Motive und Stimmungsablauf des Individuums ergründen. Er will nicht bloss Kultgeographie treiben, sondern darüber hinaus das „Kultdynamische“ herausarbeiten. So sucht er Verbindungen nach allen Seiten, mit Geschichte,

Kunst, Recht und Brauch; und darum enthält das Buch eine Fülle von Andeutungen und Anregungen.

Der Hauptteil, „der Strukturwandel der Wallfahrt“, von Schreiber verfasst, ist historisch gegliedert und verfolgt die Entwicklung vom Mittelalter hinauf zum Barock, einem Höhepunkt der Volksfrömmigkeit, hinunter zur Aufklärung und weiter bis zur Gegenwart. Im Mittelalter hören wir besonders von den Fernwallfahrten; im Barock sterben sie aus verschiedenen Gründen ab, und die Entwicklung geht aufs Regionale hin, es erwächst und erstarkt ein religiöses Heimatgefühl, und um die einzelnen Zentren entsteht, was Schreiber die „Sakrallandschaft“ nennt. Neben den äussern Umständen, die zu Veränderungen in der Gestaltung der Wallfahrt führten, sucht er immer zur eigentlichen Psychologie der Wallfahrt vorzudringen, so dass wir in dem Buch ein Stück Geschichte des Volksglaubens vor uns haben.

Dem von Schreiber verfassten Hauptstück des Buches folgen einige kleinere: Steffes, Wallfahrt in allgemeiner religionswissenschaftlicher Beleuchtung; Wohlhaupter, Wallfahrt und Recht; Zoepfl, Nacktwallfahrten u. a. P. G.

Rud. Kriss, Die religiöse Volkskunde Altbayerns, dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen. Baden b. Wien, Rud. M. Rohrer, 1933. 190 S. 8°. M. 10. — Wir kennen den Verfasser schon von seinem vorzüglichen Buch über das Volkskundliche aus altbayrischen Gnadenstätten (s. Archiv 32, 60 ff.). Auch in diesem Bande behandelt er Volkskundliches aus diesem Kultusgebiete in mustergiltiger Weise, und zeigt, wie tief das Wallfahrtswesen in unser Volkstum eingreift und wie mannigfaltig seine Erscheinungen sind, viel reicher, als man sie sich gemeinhin vorstellt. Nicht nur die mit Wallfahrten verknüpften Kulte kommen zur Sprache: Baumkult, Quellkult u. ä., sondern auch die verschiedenartigen Ursprungslegenden und -sagen, die zahlreichen Opferbräuche, Heilbräuche und manches andere mehr. Ein ausgezeichnetes Sachregister ist von Leopold Schmidt beigelegt.

E. H.-K.

Rud. Hindringer, Weiheross und Rossweihe. Eine religionsgeschichtlich-volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis, mit 30 Abb. München, Lentner, 1932. VIII, 188 S. 8°. M. 7.50. — Diese gründliche und mit reichem Vergleichsstoff versehene Abhandlung sucht nachzuweisen, wie in heutigen Volksbräuchen, volksgläubigen Vorstellungen u. ä., soweit sie sich auf das Pferd beziehen, altgermanische Riten und Mythen sich fortsetzen. Dass solche Zusammenhänge in der Tat vorhanden sind, hat durch die sorgfältige Untersuchung Hindringers erneute Bestätigung gefunden.

E. K.-H.

Franz Rolf Schröder, Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte (Trübners Philol. Bibl. 14). Berlin, de Gruyter, 1933. VIII, 182 S. 8°. M. 5. — Mit grosser Sorgfalt sind hier nicht weniger als 138 Zeugnisse zur germanischen Religionsgeschichte zusammengestellt, die sonst in einem halben Hundert verschiedener Quellen zerstreut verborgen liegen. Aus diesem Umstand allein mag sich die praktische Brauchbarkeit des handlichen Büchleins ergeben. Da der Herausgeber das Hauptgewicht auf die nordischen Quellen legt und auch hier die Mehrzahl der eddischen Götterlieder weggelassen hat, wird man neben der vorliegenden Sammlung auch seinen Abschnitt „Germanen“ in Bertholet's Religionsgeschichtlichem Lesebuch, sowie für die griechischen und lateinischen Zeugnisse Clemen's Fontes historiae religionis germanicae be-

nützen müssen; aber mit umso grösserer Anerkennung wird man die wertvolle Ergänzung zu schätzen wissen, die uns die mühevoll Sammelarbeit hier vorgelegt hat. Eines freilich hätte die Benützung dieses Quellenbuches noch wesentlich erleichtert und es auch zum brauchbaren Nachschlagebuch gemacht: ein alphabetisches Namen- und Sachregister. E. H.-K.

Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen. 1. Band. 375 S. (ill.), 12 M. M. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1934. — Eine durch Kenntnisse, Methode und Verständnis für religiöse Dinge gleich hervorragende Arbeit, deren Ergebnisse wohl bahnbrechend genannt werden dürfen.

Der vorliegende 1. Teil untersucht die Sagen vom wilden Heer. Es wird nachgewiesen, dass diese Sagen zum grössten Teil Schilderungen wirklicher Umzüge sind, Schilderungen jener Mummereien, die sich besonders um Mittwinter und Fastnacht bis in unsere Zeit hinein gehalten haben. Die Feststellung mag überraschend sein. Aber sie ist zweifellos richtig, und hat man sich den Star erst einmal stechen lassen, so wird man es wohl noch überraschender finden, dass man gegenüber den Berichten — von Ordric Vital und Olaus Magnus an bis ins 19. Jahrhundert — bisher so blind gewesen ist. Eine grosse Zahl von Entsprechungen einzelner Sagenzüge mit Maskenbräuchen wird aufgezeigt (schwarze Männer, dämonische Rosse, Sonnenräder, Opfer und Spenden etc.), und es bestätigt sich auch hier, dass die germanischen Masken uralt sind und Totengeister darstellen. Gleichzeitig und unabhängig habe ich selbst diesen Satz in meinem Artikel „Maske“ (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 5, 1744 ff.) ausführlich zu begründen versucht. Die Ergebnisse der beiden Arbeiten decken und ergänzen sich weitgehend. Höfler kommt freilich von einer andern Seite her. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung stehen die Männerbünde, die Veranstalter der Maskenzüge, ihr Wesen und vor allem ihre Religion. Hier ist H. mit lebendigem Verständnis tief eingedrungen; man lernt, bei entscheidender methodischer Klärung, Bedeutendes nicht nur über altgermanische Religion, sondern über Religion überhaupt. Was von den neu gewonnenen Gesichtspunkten aus über Wodan gesagt wird, gehört zum Besten von all dem Vielen, was über diese rätselvolle Gestalt je geschrieben worden ist. Zu den Glanzstücken des Buches ist auch die Analyse der Wölsungen-Sage zu rechnen, die H. auch als Kenner literarhistorischer Kritik erweist. Höchst willkommen ist die umfassende Heranziehung der alt- und neunordischen Literatur. Und nicht vergessen sei die temperamentvolle, stets methodisch fördernde und stets treffsichere Polemik mit ihrem oft sarkastisch überlegenen Humor. Alles in allem: ein ganz vorzügliches Werk, dessen Fortsetzung (Geschichte der Männerbünde und ihrer Kulte; das Fastnachtsspiel) wir mit freudiger Spannung erwarten.

K. Meuli.

E. K. Chambers, The English Folk-Play. Oxford, Clarendon Press, 1933. VIII, 248 S. 8°. Sh. 10. — Der illustre Verfasser des „Mediaeval Stage“ (1903), des „Elizabethan Stage“ (1923) und des „William Shakespeare“ (1930) hat, in Ergänzung seiner Abhandlung über das Volksschauspiel im zuerst genannten Werk, die seither bekannt gewordenen „Mummers Plays“ (über 100) hier gesammelt und untersucht. In souveräner und meisterlich klarer Weise werden die Spiele vorgelegt, nach allen Seiten hin durchgesprochen und schliesslich aller jener Bestandteile entkleidet, die ihnen aus „gesunkenem Kulturgut“ allmählich zugekommen sind. Volksbücher haben z. T. entscheidenden Einfluss

geübt; so stammt z. B. die beliebte Figur des Drachentöters St. Georg aus R. Johnsons Prosaroman „Seven Champions“ (1596): diese Szenen gehören also frühestens dem Ende des 16. Jahrhunderts an (p. 174 ff. 192). Einfluss der kirchlichen Spiele ist möglich, aber nicht erweislich (p. 170). Was nach all diesen Abzügen bleibt, darf als Kern des primitiven ludus angesehen werden. Seinen Analogien, seinem Ursprung und Sinn gilt der 2. Teil des Buches (p. 197 ff.). Als nächstverwandt sieht Ch. Karnevalsbräuche des südlichen Balkans und der Basken an; als wesentlichen Teil betrachtet er die Scheintötung und Wiederbelebung eines Jahreskönigs, jene magische Handlung also, die nach den bekannten Theorien Frazers in den agrarischen Fruchtbarkeitsriten eine so grosse Rolle spielt.

Die Untersuchung ist, wie es sich bei einem Gelehrten vom Range Ch.'s. versteht, auf Grund umfassender Kenntnis vorbildlich geführt; phantastische Theorien werden kurz abgetan (164). Und doch können wir mit den Ergebnissen und der letzten Deutung nicht einig gehen; wir können das hier nur andeuten. Uns scheint die Subtraktion nicht richtig, der Kern des Spieles falsch herausgeschält: ursprünglicher Kerngehalt ist nicht die Tötung und Wiederbelebung, sondern das Tanzen der Masken und Schwarzgesichter, ihre Waffen, ihr Heischen und Segnen; der nächste Verwandte von „Mummers Play“ ist das deutsche Fastnachtspiel. Selbstverständlich sind recht erhebliche Unterschiede da, aber keiner schliesst unsere Gleichung aus. Das englische Spiel ist ländlich, steht aber in lebhafterer Wechselbeziehung zu höfisch-städtischer Schauspielkunst und zur Litteratur als das deutsche, ausschliesslich städtische Fastnachtspiel. Das englische Spiel hat sich fast ganz auf wenig, besonders beliebte Stoffe verlegt (Zweikampf, Narrenfreite) und gefällt sich sonst in harmlos-drolligem Humor; das deutsche hat das Rügerecht aus dem zu Grunde liegenden Brauch übernommen und energisch zur groben Satire ausgebaut, die im englischen fast ganz verschwunden ist. Beide Spiele gehen unmittelbar aus dem uralten Maskentreiben hervor, und dieses ist zu Mittwinter von jeher so richtig am Ort wie an Wintersende. Die ganze Frage lohnte eine besondere Untersuchung¹⁾. Sie wird aus Ch.'s gelehrtem und klugem Buch den grössten Nutzen ziehen.

K. Meuli.

Nils Lid, *Jolesveinar og grøderik domsgudar*. Oslo, Jacob Dybwad, 1933. 173 S. 8°. — In diesem neuen Buche setzt der norwegische Forscher seine sorgfältigen Studien über Fruchtbarkeitsriten und Vegetationsdämonen fort, wie er sie uns schon in der umfangreichen Schrift „*Joleband og Vegetasjonsguddom*“ (1929) vorgelegt hat. Sehr bedeutungsvoll sind hier namentlich seine Untersuchungen über nordische Dämonen- und Götternamen. Ausser der gedruckten ist manche handschriftliche Litteratur verwertet. E. H.-K.

Papyri Graecae magicae. Die griechischen Zauberpapyri. Herausgeg. und übersetzt von Karl Preisendanz unter Mitarbeit von E. Diehl, S. Eitrem, A. Jacoby. Mit 3 Lichtdrucktafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1931. Geh. M. 18.—, geb. M. 21.— Der 2. Band dieses Standardwerkes, das wir diese Zeitschr., Bd. 32, S. 52 ff., charakterisiert und dringend empfohlen haben, bringt die Zauberrezeptbücher von London, Leiden und Oslo, dazu eine Anzahl von Zaubern, die nach solchen Rezepten ausgeführt worden

¹⁾ Vgl. MEULI in BÄCHTOLDS Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 5, 1744 ff.; 1827 f.

sind, auf über 60 Papyrusblättern, nebst einigen verwandten Stücken auf Pergament, Ton und Holz. Damit liegen nun im wesentlichen alle bisher bekannten Zauberdokumente des Altertums und die verwandten der frühchristlichen Zeit in sorgfältiger, kritischer Ausgabe gesammelt vor. Die beigegebene Übersetzung und der Kommentar mit seinen Literaturangaben erschliesst den reichen und interessanten Stoff auch weiteren Kreisen. K. Meuli.

Fritz Byloff, Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern. Berlin, Walter de Gruyter, 1934. XIV, 194 S. Lex. 8°. M. 13.— Es war eine verlockende und dankbare Aufgabe, nach dem Werke E. Riezler's über die bayerischen Hexenprozesse nun auch diejenigen der österreichischen Alpenländer zu bearbeiten, in denen sich bis auf den heutigen Tag so viel urrechtes Volkstum erhalten hat. So ist denn auch auf diesem Sondergebiete des Zauberglaubens die Ernte sehr ertragreich gewesen. Nach drei einleitenden Kapiteln über die volkstümlichen Grundlagen des Zauberglaubens geht B. zu der Behandlung der Zaubereivorstellung und Zauberverfahren von den ältesten Nachweisen bis zur Mitte des 16. Jhs. über und lässt dann die Prozesse des 17. und 18. Jhs. folgen. Sehr eingehend sind die grundsätzlichen Wandlungen von dem Begriff des Maleficium zur neuen Zaubereivorstellung besprochen. Ein genaues Personen-, Orts- und Sachregister erleichtern die Benutzung des inhaltsreichen Werkes. E. H.-K.

Günther Dammann, Die Juden in der Zauberkunst, 2. Aufl. Berlin-Grunewald, Wissmannstr. 17, Selbstverlag, 1933. 102 S. 8°. M. 3.50. — Die Schrift behandelt nicht denselben Gegenstand wie Ludw. Blau, d. h. das altjüdische Zauberesen, sondern, wie der Untertitel richtiger sagt, die jüdischen „Zauberkünstler“, oft geradezu Taschenspieler der neueren Zeit. Die Namen und biographischen Daten sind mit grossem Fleiss und reicher Literaturkenntnis zusammengestellt; auch findet sich am Schluss eine willkommene Bibliographie der weitverstreuten und oft versteckt liegenden Literatur. E. H.-K.

Artur Gorovei, Descântecile Românilor (Zauberformeln der Rumänen). București, Impr. Națională, 1931. 423 S. 8°. 28 Lei. — Eine umfassende Darstellung und Sammlung der rumänischen Zauberformeln, der eine längere Einleitung über das Zauber- und Hexenwesen, mit vergleichenden Ausblicken, vorausgeht. E. H.-K.

Hubert Pruckner, Studien zu den astrologischen Schriften des Heinrich von Langenstein (Studien der Bibl. Warburg). Leipzig, B. G. Teubner, 1933, XIV, 286 S. br. RM 14.— Der aus Hessen stammende Heinrich Hainbuch von Langenstein wirkte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an der Universität Paris. Gegen die damals im Schwange gehende Sorte von Astrologie (Laienastrologie), die unter König Karls V. Regierung und Förderung, angeregt durch den Kometen von 1368, besonders aufblühte, von den Mauren über die Schule von Toledo übernommen, wenden sich zwei bisher nur handschriftlich vorhandene und darum unbekannt gebliebene Traktate Heinrichs von Langenstein. Der erste, die *Questio de Cometa*, wendet sich gegen die Art der Ausdeutung der besagten Cometen-Erscheinung; der zweite, *Tractatus contra astrologos conjunctionistas*, nimmt den Kampf auf gegen die astrologischen Prophezeiungen aus Anlass der grossen Konjunktion von Jupiter und Saturn anno 1373. Wer die Geschichte der Astrologie kennt, weiss,

wie gerade die grossen Konjunktionen Anlass waren zu weitgehenden Schlüssen auf die Zukunft. Galten doch diese alle 20 Jahre sich wiederholenden Erscheinungen als richtungsweisend für die nächsten 20 Jahre. Ein Kepler noch hat die ganze Menschheitsgeschichte einmal unter diesen Gesichtspunkten zusammengestellt.

Der Herausgeber gibt in kritischer Übersicht die handschriftliche Überlieferung dieser Traktate, die Echtheit gegen andere Schriften Langensteins abgrenzend, denen er einen allgemeinen Überblick über den Inhalt der beiden Traktate beifügt. Beide Traktate sind in extenso als Text I und Text II in der Beilage erstmals gedruckt und so jetzt Jedem zugänglich.

Als Beispiele der damaligen astrologischen Vorhersagen hat der Herausgeber zwei Ausdeutungen der Kometerscheinung von 1368, ferner drei der grossen Konjunktion von 1345 aus zeitgenössischen Handschriften beifügen können. Endlich folgt wieder in extenso zum Vergleich der *Tractatus Magistri Nicolai Orem contra Astrologos*, auf den Langenstein zweimal in seinen Traktaten sich beruft.

Damit ist uns ein Querschnitt verdienstlichster Art gegeben in die Art und Weise des astrologischen Deutens damals sowohl, wie in die Ablehnung dieser Deutungen durch offizielle, der Kirche nahestehende Kreise. Dass sowohl Herausgabe der Texte, wie deren Eingliederung in die zeitgenössische Philosophie musterhaft geraten sind, ist heute beinahe selbstverständlich, verdient aber unser ungeteiltes Lob, wie besonders auch die Hebung dieses Schatzes. Es ist das Verdienst der Bibliothek Warburg immer wieder solche Treffer uns zu liefern. Dass der Astronome an einigen Stellen ein Lächeln nicht unterdrücken kann, bei der dem Laien so schwierigen Wiedergabe genauer astronomischer und astrologischer Verhältnisse, das ist leider bei fast der ganzen modernen neu-erwachten Astrologie ja der Fall. Ein Überlesen durch einen Sachverständigen wäre in diesen Dingen immer und in jedem Falle am Platze: die Astronomie spricht präzise, und duldet keine wörtliche oder gefühlsmässige Übersetzung. Aber das Original liegt ja hier bei.

Die Stellung Langensteins zur Astrologie lässt sich kurz so schildern. Ein Verdammnis aller und jeder Astrologie war der christlichen Kirche aus guten Gründen nie möglich, wie Franz Boll längst klargelegt hat. Die Geschichte der „Re Magi“ im Matthäus verbot von selbst ein völliges Absprechen; sonst hätten die fernen Magier ja die Sprache ihres Sternes auch nicht verstehen können. So wenig also Langenstein die Astrologie von Grund aus ablehnen kann, so sehr tut er es doch der damaligen Praxis gegenüber, obwohl diese stets auf die besten alten Quellen sich bei ihren Sprüchen und Auslegungen zu berufen wusste, ja meist nur solche an einander zu reihen nötig hatte, um das neue Himmelszeichen zu deuten. Langensteins Stellung ist darum diese, dass nur der heilige Geist die wirkliche Deutung zu geben vermag im Einzelfalle, also nur der von ihm Inspirierte richtige Himmelschau treiben darf. Solche ist an sich prinzipiell möglich, aber eben den gewöhnlichen Deutern gar nicht erlaubt, da deren Deutungen entweder reine Willkür sind und darum meist nicht zutreffen, oder aber, und darum auch ihre Treffer aufweisen, vom Bösen selbst den Astromanten zugeflüstert werden. Damit war der Standpunkt der Kirche sicher gewahrt, ohne dass sie ihre eigene Tradition preiszugeben nötig hätte. Dies im Detail, oft mit sehr gewundenen Worten, ist der Sinn der Traktate Langensteins.

J. M. Knapp.

Ausgegeben Juni 1935.

Buchdruckerei G. KREBS, Fischmarkt 1, Basel.